



Fangen



obias hatte zwei Probleme an diesem Nachmittag. Das erste Problem war eines, ganz nach seinem Geschmack. Jeden Abend hatte er Diskussionen mit seiner Mutter, warum er schon ins Bett musst. Er wollte ihr ganz sachlich erklären, dass Schlafen aber gar nicht nötig sei. Tobias vertraute schon immer der Wissenschaft. Also sass er vor seinem Rechner und suchte das Internet nach Erklärungen ab, warum Menschen – und offensichtlich auch Tiere, schlafen. Verwirrenderweise schien es aber keine echte Erklärung zu geben. Gut, man stirbt, wenn man nicht schlafen kann und wird vorher wahnsinnig. Beides keine Ziele, die Tobias anstrebte. Aber auf die Frage Warum? Schien es noch keine Antwort zu geben. Sehr verwirrend. Dabei gab es doch für alles eine Erklärung. Am meisten befriedigten Tobias die überraschenden. Das Boote, wenn sie auf einem Fluss treiben, schneller sind als das Wasser, zum Beispiel. Als er recherchiert hat, was ein Regenbogen eigentlich ist, war er verblüfft, dass nie jemand den selben Regenbogen sieht und dass es Regebogen gibt, die man nur von Flugzeugen aus sehen kann und kreisrund sind. Aber beim Schlafen kam er nicht weiter. Jedenfalls im Augenblick nicht, denn das zweite Problem machte sich deutlich bemerkbar.

«Tobias, die Sonne scheint und du sitzt seit Stunden nur vor dem Computer. Du musst mal

raus, dich bewegen, mit den anderen spielen!», sagte das Problem. Dabei fand Tobias das, was seine Mutter unter Spielen verstand, meist sinnlos. Umherrennen ohne Sinn? Wozu? Wenn er vor dem Computer sass oder ein Buch las, wusste er danach mehr als vorher. Da war etwas zu lernen und was gab es schöneres, als neue Dinge zu lernen? Immer wenn er mit einem neuen Thema anfing, taten sich Welten auf, in denen er versinken konnte. Und was gibt es für grössere Abenteuer, als Neues zu entdecken? Mit dem Schiff über das Meer und Amerika finden? Durchs Mikroskop sehen und Bakterien entdecken? Nur dank der Wissenschaft hatte sich die Welt so sehr vergrössert! Wieso also Zeit verschwenden und kreischend durch den Innenhof rennen?

«Sieh mal, die meisten Kinder aus dem Block sind draussen und spielen Fangen. Nur der Ältere von Familie Demirci, wie heisst der noch gleich? ist krank. Dem sollst du ja auch noch die Hausaufgaben bringen, also los.»

Kurz überlegte Tobias, ob er auch schnell ein Hüsteln vortäuschen sollte, aber das wäre jetzt zu plump. Also setzte er zu einer Erklärung an, der Mama nicht widersprechen konnte. Gott sei Dank hatte er die Wissenschaft, die kann einem immer helfen. Ein unschlagbares Argument war eben ein unschlagbares Argument, da konnte Mama noch so viel älter sein, das spielt dann keine Rol-

le mehr.

«Liebe Mama,» Ein Stöhnen seiner Mutter unterbrach ihn. Etwas sagte Tobias, dass seine ständigen Diskussionen und Belehrungen vielleicht für andere auch anstrengend sein könnten, aber die Wahrheit durfte keine Rücksichten nehmen.

«Was ist es denn diesmal mein Schatz?» Na gut, wenigstens war sie bereit zuzuhören.

«Fangen zu spielen ist eine freudlose Sache.», fing er also an. Das Wort freudlos hatte er eben erst aufgeschnappt und hoffte, dass es an dieser Stelle passte und seinem Argument mehr Würde und Wissenschaftlichkeit verlieh.

«Es muss nämlich immer folgendes passieren: Ein Spieler» –er sagte bewusst nicht Kind– «beginnt mit Fangen. Es rennt so lange anderen Spielern hinterher, bis er...»

«...oder sie», unterbrach ihn seine Mutter, auch sie hatte Spass daran, ihn zu korrigieren, wenn sie schon einmal die Gelegenheit hatte,

«Ähm ja, also er oder sie jemanden erwischt. Diese Person muss eine sein, die langsamer ist als die Fängerin oder der Fänger.»

Den letzten Teil betonte Tobias überdeutlich.

«Diese jetzt neu zum Fangen verpflichtete Person kann wiederum nur jemanden fangen, der oder die seinerseits oder ihrerseits – Mama das nervt, ich sage jetzt nur noch sie – die wiederum selbst langsamer ist. Wenn letztendlich die lang-

samste Spielerin, was übrigens von Anfang an der Fall sein kann, an der Reihe ist, ist das Spiel praktisch vorbei. Die erwischt niemanden mehr.»

Die Mutter rieb sich sehr theatralisch das Kinn, so als würde sie lange und gründlich nachdenken.

«Mein lieber Tobias» liess sie sich auf den Tonfall ihres Sohnes ein. «Ich sehe das Zwingende in deinem Argument, es klingt absolut wissenschaftlich wie du sagen würdest. Aber so gut dein Argument auch ist, wenn ich aus dem Fenster blicke, sehe ich, dass die anderen Kinder fast jeden Tag Fangen spielen. Es scheint ihnen nicht langweilig zu werden.. Ich selbst habe es als Kind auch sehr oft gespielt. Wenn du Recht haben würdest, wäre es doch schon längst ausgestorben, gibst du mir da Recht?»

Den Punkt musst Tobias abgeben. Da hatte ihn seine Mutter geschlagen. Sein triumphierender Blick war von hängenden Schultern abgelöst worden. Sie hatte völlig Recht mit dem, was sie sagte. In seiner Überlegung musste ein Fehler sein. Aber wo? Er dachte an Jakob Degen, der 1807 als einer der ersten nicht nur eine Flugmaschine erdacht hatte, sondern sie auch ausprobiert hat. Oder Jane Goodall, die um zu beweisen, dass Menschen und Affen verwandt sind, Jahrzehnte lang mit Schimpansen im Urwald gelebt hat. Es half nichts, er musste selber auch ausprobieren.

«Ich muss los Mama!», rief Tobias also zu seiner

schmunzelnden Mutter, «die Wissenschaft ruft.», nahm seine Jacke und verschwand nach draussen.

Als es schon lange dunkel war und Tobias und seine Mutter butterbrotschmierend am Tisch sass-  
en, fragte sie:

«Und, hast du deine Theorie aufgegeben? Es scheint dir ja ziemlichen Spass gemacht zu ha-  
ben.»

Mist. Die Theorie hatte er ganz vergessen. An-  
fangs hatte er noch beobachten wollen, aber dann  
war gar keine Zeit mehr dafür gewesen. Bei un-  
gefähr neun Kindern war es schwierig genug zu  
merken, wer gerade Fänger war. Aber die Lo-  
gik seiner Theorie überzeugte ihn immer noch,  
warum stimmte sie bloss nicht. Also zuckte er  
nur mit den Schultern.

«Keine Ahnung», stammelte er. Tobias Mutter,  
die zwar nicht immer, aber in diesem Fall doch  
Spass daran hatte, zusammen mit ihm ein biss-  
chen die Gedanken treiben zu lassen, hatte einen  
Ansatz:

«Ich glaube der Fehler liegt darin, dass es so  
etwas wie das schnellste Kind.», «Spieler» korri-  
gierte Tobias, «Die Erklärung muss für alle gelten,  
nicht nur Kinder». Fast hätte die Mutter an dieser  
Stelle doch die Lust verloren, machte aber weiter.

«Den schnellsten Spieler von mir aus, nicht  
gibt. Kannst du dich an Olympia letzten Sommer  
erinnern?» Konnte Tobias natürlich, auch wenn

er nie verstehen konnte, was seine Mutter gereizt hatte, stundenlang vor dem Fernseher zu sitzen und anderen beim Sport zuzusehen.

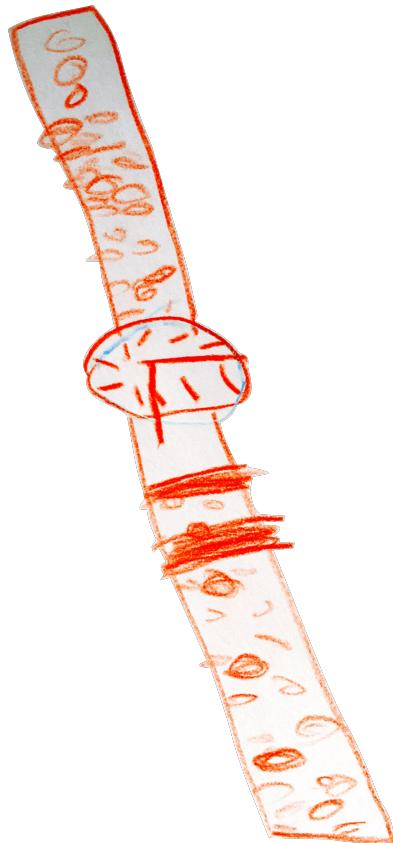
«Dort gibt es alleine beim Um-die-Wette-Laufen viele verschiedene Disziplinen: 100m, 200m, 400m, 800m, 1500m, 10000m und Marathon», «42.195km», warf Tobias kauend ein. «Hinzu kommen Hürdenläufe in verschiedener Länge, Hindernislauf und Staffel. In allen Disziplinen gibt es jeweils eine Frau und einen Mann, die die schnellsten sind. Das bedeutet aber nicht, dass sie in den anderen Disziplinen auch gut sind. Von Ursain Bolt, einem berühmter Sprinter, habe ich mal gelesen, dass er schon auf einer Strecke von 1000m nicht einmal zu den besten einer normalen Schule gehören würde.»

Das leuchtete Tobias sofort ein. Da konnte der Fehler liegen. Natürlich, alle Spieler haben unterschiedliche Laufstärken. Und nicht nur bei der Distanz. Er zum Beispiel hatte sich oft retten können, weil er sehr schnell einen Haken schlagen und die Richtung wechseln konnte. Andere hatten ein gutes Gefühl dafür, wo sie möglichst unauffällig stehen konnten. Geradezu aufgeregt listete er seiner Mutter Dinge auf, die ihm jetzt erst auffielen und die bestimmt einen Einfluss auf das Spiel hatten.

«Genau», faste seine Mutter den Wasserfall seiner Überlegungen zusammen. «Sich über solche

Sachen Gedanken zu machen, nennt man Taktik. Die wird besonders wichtig bei Spielen oder Sportarten, bei denen gleichzeitig viele miteinander spielen. Neben Kraft, Geschick, Ausdauer und so etwas, spielt es auch eine Rolle, Situationen analysieren zu können.»

Noch abends im Bett musste Tobias lange über das Thema nachdenken. Das machte er gerade lieber als über die Notwendigkeit von Schlaf zu diskutieren. Und so kam es, dass er als Ergebnis seiner Überlegungen, ganz im Sinne der Wissenschaft und nichts weiter, am folgenden Tag seine Mutter bat, ihn doch mal zu einem Probetraining im Fussballverein anzumelden.



Wheterby Castle



Die Fahrt von London hat neun Stunden gedauert. Der Smog der Stadt geht fliessend in den Nebel vom Land über. Landschaft von nicht mehr als 20 Yard. Zugschwellen genen den Rythmus vor, verbieten jeden Gedanken. Tristesse und Trance im überhitzten Abteil. Von York aus nehme ich eine Kutsche in Richtung Küste. Schlaglöcher machen den Körper taub. Ich sollte für Lady Cantacuzino in London ein Stadthaus kaufen. Eine verwitwete rumänische Adlige, transsilvanischer Hochadel, sehr reich, mehr weiss ich nicht über sie. Ich habe einige Vorschläge, verschiedene Villen, ein kleines Schloss, Wohnungen in Kensington. Nachdem Geschäft sollte endlich das Gelfür die lange versprochenen Flitterwochen am Meer übrig sein. Die Hochzeit ist schon zwei Jahre her, die Erinnerung durch Alltag verblasst.

Der Kutscher bekreuzigt sich, als ich die Adresse nenne. «Seid ihr Christ? Dann nehmt dieses Kreuz.», und reicht mir eine Kette, die fast ein Rosenkranz ist. «Das Haus ist verflucht, man sagt, dass alle die dort gewesen sind, entweder wahnhaft oder ganz verschwunden sind, überlegt es Euch gut, mein Herr.»

Geschwätz mochte ich nie, Vorurteile kann ich mir nicht leisten. Es ist später Nachmittag als ich ankomme. Ein herrliches Schloss, historisierend gothisch, aber neu. «Sie hat einen Friedhof

geschändet.» brummt der Fuhrwerker, Prim aus-spuckend, brauner Schleim im Matsch. «Nun ja, nicht wirklich, aber Grabsteine für ertrunkene Seeleute haben hier gestanden, damit die Hinterbliebenen einen Ort zum Trauern haben. Ins Meer hat sie die geworfen.» Ihn ignorierend hö-re ich tatsächlich die See branden, tief unten an der Steilküste. Möwen schreien. Wenn ich das Meer sehe, habe ich Fernweh, schmecke Salz in der Luft. Kühler Wind, nicht stark, aber der Kraft, Armeen von Schiffen zu tragen. Mich an London erinnern, dessen Russ und Schmutz ich so liebe, ist hier unmöglich. Die Kutsche verschwindet im Nebel, mich alleine lassend.

Das schwere Tor ist geöffnet, der Garten wild, viele Rosen, in Hecken, als Büsche, rankend, blü-hend, verwelkt. Auf mein Klopfen reagiert nie-mand. «He», rufe ich. Also stosse ich die Tür selber auf, trete ein, beklommen, ein Eindring-ling. Dabei sollte der Brief, der mich angekün-digt hat, bereits hier sein. Ein grosser Saal, ein grosser Tisch, gedeckt für eine Person. Schweres Holz, Alter vortäuschend, als wäre es schon im-mer da gewesen. Gemälde bereits Verstorbener, Goldketten trangend, Zepter zur Schau stellend, Herschaftlichkeit ausstrahelnd. Womit haben sie verdient, hier zu hämgen, was zeichnet sie aus?

Ein Zettel «Esst, ich stosse später zu Euch.». Kaltes Huhn, fast roh, aber die Kartoffeln heiss

und dampfend. Warum keine Bediensteten? Es ist unheimlich, ich schäme mich meiner, fühle mich falsch. Die Stille ist kaum zu ertragen. Aber die Reise war ermüdend, Hunger egalisiert anderes. Also esse ich. Der Wein ist fast schwarz, schmeckt tief und schwer, scheint sich im Hals aufzulösen, wird den Magen nie erreichen. Der beste, den ich je getrunken habe. In einem Zug leere ich den silbernen Becher, kann nicht absetzen.

«Ihr habt geschlafen.» Tatsächlich, meine Verwirrung ist vollkommen. Ich muss während des Essens eingeschlafen sein, warum erinnere ich mich an nichts? Das Huhn steht immer noch bei nahe unagetastet vor mir. Es ist bereits dunkel, Kerzen erleuchten das Zimmer nur matt. Daher sehe ich sie nicht gleich, reibe mir verstört die Augen, aber noch steckt zu viel Schlaf in ihnen, um Schärfe zu erlauben.

«Willkommen auf Whetherby Castle. Ich bin Lady Cantacuzino.» Das Kreuz des Kutschers ist verschwunden, ich weiss es ohne in die Tasche zu greifen. Sie ist ganz in schwarz gekleidet, in tiefem Kontrast zu ihrer prozellanweissen Haut. Das Gesicht ist nicht zu erkennen. Seltsam langsame Bewegungen, fast verträumt. Sie nimmt eine Nuss aus einer Schale, umschliesst sie mit zarten Fingern und knackt sie, als wäre dies die natürlichste Art. Wie die Nuss in ihren Mund gelangt,

verstehe ich nicht.

«Ich habe sie erwartet». Ich stehe endlich auf, erschrocken von meiner Unhöflichkeit, verbeuge mich, gebe ihr die Hand. Wie kalt sie ist. Ich erkläre mich, stammele wie peinlich mir es sei, eingeschlafen zu sein, mit einer angedeuteten Geste deutet sie mir aufzuhören. Ich spüre wie mir Schweiß den Rücken herabläuft, bin verlegen, verunsichert.

«Wenn sie wünschen kann ich ihnen gerne die Unterlagen geben, ich habe verschiedene Optionen für sie ausgewählt...»

«Sie werden mir ein Haus kaufen, ich bin an Optionen nicht interessiert.», weist sie mich zurück. Sagt sie das wirklich oder meine ich es nur zu hören? Es muss an diesem Schlaf liegen, der nicht verschwinden will, aber warum kann ich die Frau nur undeutlich sehen? Mein Blick verschwimmt, aber nur bei Ihr. Den fetten Mann auf dem riesigen Bild sehe ich, Goldene Knöpfe auf der Brust, aber sie? Wie der Rauch einer erlöschenden Kerze.

«Erlauben sie mir eine Frage», setze ich an, will wissen, warum es keine Diener gibt, weswegen ich mich so eigenartig fühle, aber sie verneint bevor ich die Frage stellen kann mit einer Geste, die ich nicht kenne aber verstehe. Pachuli. Ein schwerer Geruch umströmt sie, wird mir jetzt bewusst, erreicht mich, dringt auch in

mich ein. Ich muss endlich aufhören zu träumen, muss mich fokussieren, kann es aber nicht. Werde immer tiefer hinabgezogen. Sand zerrieselt zwischen meinen Fingern. Ich entschuldige mich stotternd, versuche die Fassung zu wahren. War sie eben auch schon so riesig? Sie scheint den Raum vollständig auszufüllen, ist dabei aber weiter zerbrechlich zart, elegant. Ihr Anblick verweht, wenn ich ihn fassen will, sie ist überall und doch nicht da. Ich spüre ihre glatte und zarte Haut.

Ich stütze mich auf den Tisch, der Schweiss tropft mir aus den Haaren, wie finde ich mich wieder? Sie führt mich in ein Zimmer, ich schlottere, kann mir nicht helfen. Dass sie mir zwei riesige Hunde zu meinem Schutz da lässt, nehme ich nicht wahr. Gross und drohend sitzen sie vor meinem Bett, in das ich sinke ohne die Kleider zu wechseln. Sie werden die ganze Nacht knurren und am Morgen verschwunden sein. Ich schlafe nicht, träume nur. Der einzige Mitgefangene in meinem kleinen Kerker ist meine Angst. Schwarz und kalt. Einsamkeit, Verlassensein, Leere. Als endlich die Sonne aufgeht stehe ich auf, bin wieder alleine in dem Schloss. Die Nacht ist vorbei, ich weiss wieder wer ich bin, was ich bin.

Ein unterschriebener Kaufvertrag liegt auf dem Tisch, von draussen ruft ein Kutscher.

# Inhaltsverzeichnis

Fangen	1
Wheterby Castle	9